

## **Verschwenderische Großzügigkeit...**

Ausschweifend hatten sie noch nie gelebt. Dazu hatte das monatliche Einkommen ihres Mannes schlicht nicht gereicht. Er arbeitete als Knecht beim örtlichen Großbauern. Als er 50 war, konnte er nicht mehr.

Eigentlich war das etwa 20 Jahre zu früh. Das bisschen Armengeld würde gerade reichen, dass sie nicht verhungerte. Als er pflegebedürftig wurde, stand sie 5 Jahre Tag und Nacht an seinem Bett. Mindestens so sehr wie die körperliche Anstrengung setzten ihr die Fragen zu, wovon sie leben sollte, wenn er einmal nicht mehr war.

Sie versuchte den Gedanken zu verdrängen.

War nicht bislang immer eine Tür aufgegangen?

War ihr Gottvertrauen denn jemals enttäuscht worden?

Als ihr Mann starb, war sie selbst überrascht, wie ruhig sie innerlich war und dass keinerlei Panik aufstieg.

Nein — sie würde der Angst nicht das Heft in die Hand geben. Sie würde ihr Gottvertrauen nicht eintauschen gegen überstürzte Handlungen. Sie würde sich auch keinem anderen Mann andienen, nur um wieder eine Zeit lang versorgt zu sein.

Warum nicht etwas ganz Verrücktes tun?

Warum nicht alles loslassen und sich vor Gott hinstellen und sagen: „Da bin ich. Du hast mich bisher getragen. Du wirst es auch weiterhin tun. Ich werde nicht klammern und krallen.“

Ich will meinen Dank, meine Würde, meine Freiheit zu geben, nicht davon abhängig machen, wie sicher ich mich fühle. Du bist mein Gott. Bleibe bei mir!“

Mit diesem Gebet im Herzen ging sie zur Kirche. Die zwei Münzen, die sie einwarf, waren ihr letztes Brot. Sie wollte es teilen.

Sie war froh, dass von ihren Bekannten niemand um den Weg war und sie sich für ihren Dank, ihre verrückte Verschwendung nicht rechtfertigen musste.

Dass Jesus zu seinen Jüngern sagte: „Diese arme Witwe hat mehr gegeben als alle anderen!“, das hörte sie nicht.

Die Verlockung war einfach zu groß gewesen. Und der erste Schritt, mit dem er die Seite wechselte, war viel leichter, als er es zunächst befürchtet hatte.

Er hatte sie in der Hand. Die Händler, die seinen Passierschein brauchten. Die Nomaden, die seine Zulassung für den Markt benötigten. Die eine Hand über dem Tisch nahm die festgesetzten Gebühren, die andere Hand unter dem Tisch öffnete erst den Weg.

Die Ausländer, die eine Aufenthaltsbescheinigung brauchten, wussten, wie viel er nahm. Die Flüchtlinge, die einen Schlepper benötigten, der sie in einem Seelenverkäufer über das Meer brachte, kannten seine Preise.

Seine Insidertipps, seine Auftragsvergabe an der Ordnung vorbei,... die Hand unter dem Tisch wurde immer voller.

Dass sie schon lange keine Berührung und keine Zärtlichkeit mehr erlebt hatte,... außer der schalen, gekauften - , es störte ihn mit der Zeit nicht mehr.

War nicht das Geld beständiger?

Entschädigte es nicht dafür, dass sein Haus kalt war und sein Tisch schon lange keine Gäste mehr gesehen hatte?

Den leisen Zweifel daran nahm er nur noch ganz selten wahr.

Dass seine Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach Zuwendung, unter der Oberfläche seines Lebens wie ein nicht verloschener Vulkan arbeitete, überraschte ihn selbst am meisten.

Wie befreiend es war, als der Fremde sich selbst bei ihm einlud, sich an seinen Tisch setzte, ihn zu einem überaus freundlichen Gastgeber machte, redete, lachte, ihn ansteckte — wann hatte er denn zum letzten Mal aus vollem Hals gelacht?? Wie er Leben in sein kaltes Haus brachte.

Er konnte es nicht fassen.

Bin ich etwa doch mehr als mein Geld?

Bin ich etwa doch mehr als Härte und Berechnung?

Bin ich also doch, auch ich, ein Mensch, der geben kann, der eine Tür öffnen kann, ohne dafür unter dem Tisch bezahlt zu werden?

Was da durch die Selbsteinladung von Jesus plötzlich an Güte und Würde ans Licht kam, das trieb ihm die Tränen in die Augen.

Wenn Gott mich so liebt, mich so für wert erachtet, dass er mein Haus zu seinem macht, dass er mein Leben zu seinem macht, was soll mir da noch die Hand unter dem Tisch!

Und er tat zum ersten Mal in seinem Leben etwas völlig Verrücktes — er streute seinen Dank aus, verteilte seine Freude. Und dabei beobachtet er sich selbst ganz ungläubig, wie er mit vollen Händen und einem Lächeln im Gesicht weggab, was sein ganzes Leben getragen hatte.

Und wie keinerlei Angst aufkam, es könnte für ihn selbst nicht mehr reichen.

Mit halbem Ohr hörte er noch, wie Jesus sagte: „Heute ist diesem Haus Heil widerfahren!“ Er hätte es auch so gewusst.

Es musste ja so kommen. Insgeheim hatte er es immer geahnt. Zu ähnlich war ihm sein jüngster Sohn. Aufsässig und immer einen eigenen Kopf. Ständig spinnige Ideen. Als er eines Tages weg war und das neue Auto mit ihm, da war er nicht wirklich überrascht. Er hatte auch immer davon geträumt, aber nie den Schritt gewagt.

Besorgt war er schon, ständig den Gedanken im Kopf: „Hoffentlich passiert ihm nichts! Hoffentlich vergisst er uns nicht! Hoffentlich war alle Liebe, die wir für ihn aufgebracht haben, nicht umsonst. Sie wird ihn schon tragen im entscheidenden Moment!“

Abends stand er am Fenster und sah in die Ferne. Seine Frau hatte dieses Ritual längst aufgegeben. In ihr war nur Bitterkeit. Ab und zu beklagte sie noch resigniert seinen Undank.

Hatte sie nicht Recht?

Nein, sagte er sich. Ich kann ihn nicht bewahren vor seinen eigenen Wegen.

Aber ich kann ihn immer weiter lieben und mein Herz für ihn offen halten.

Als er Jahre später zurück kam, halb verhungert, wischte die Umarmung des Vaters alle Scham und Selbstentwürdigung beiseite.

„Lass uns nicht rechnen. Weder aufrechnen noch abrechnen!“, sagte der Vater.

„Was würde es bringen, außer Bitterkeit und Rechthaberei?“

Ist Gott etwa ein griesgrämiger Buchhalter, der auf Heller und Pfennig auflistet und einfordert? Nein - also aus welchem Grund sollte ich es dann sein?

Macht nicht nur die Liebe das Leben schön? Komm, lass uns feiern. Alles andere hat Zeit!“

Eigentlich hätte er allen Grund gehabt zu sagen: „Habe ich es nicht gesagt! Warum hast du nicht auf mich gehört? Jetzt, wo es dir schlecht geht, da bin ich dir recht.“

Stattdessen:       Welch eine Weite des Herzens!  
                      Welch eine Überzeugungskraft der Liebe!  
                      Welch eine verschwenderische Großzügigkeit!  
                      Welch eine Gegenwart Gottes - verrückt, wie nur die Liebe es  
                      sein kann.  
                      Eine offene Tür, wie nur Gott sie öffnen kann.

Die Witwe, die ihr letztes Scherflein gibt.

Zachäus, den die Gegenwart von Jesus plötzlich zur Güte in Person macht.

Vater und Sohn, die neu miteinander leben werden, weil die Abrechnung der Großzügigkeit der Liebe zum Opfer gefallen ist.

Verschwenderisch großzügig sind sie alle. Erfüllt und verändert durch die Nähe Gottes, durch seine Liebe, die alles andere überdeckt.

Mit jeder Geschichte kehren Licht und Schönheit ins Leben zurück.

Enge Gedanken, Geiz und Gier, Angst und Beklemmung, Armut und Hunger, schlechtes Gewissen und Schuldgefühle - alles ist vertrieben in dem Moment, in dem Gottes Großzügigkeit zur Großzügigkeit des Menschen wird.

Wie einladend ist eine Gemeinde, in der Menschen nicht rafften und klammern, nicht nachtragen und gegenrechnen, nicht auf Entschuldigungen bestehen und damit Gefängnisse geschlossen halten - sondern Herzen öffnen und Hände, vergeben und lächeln, vergessen lernen und sich sagen hören: „Es war mir wirklich ein Vergnügen!“

Wir brauchen sie nicht, die Enge, wir sind Kinder Gottes.

Wir leisten uns etwas ganz Verrücktes: Verschwendung an Gefühlen und Gesten, Großherzigkeit der Liebe, offene Hände.

Und dann wird es Menschen plötzlich leicht ums Herz, Lasten fallen, Lachen ist zu hören, Lob und Dank, und Freudentränen werden nicht verschämt abgewischt.

Die Großzügigkeit Gottes bringt unsere Großzügigkeit hervor.

Heute in Gestalt von Brot und Wein. Gott verschwendet sich, damit wir erfüllt werden und überfließen. Damit wir nicht ängstlich rechnen müssen.

Nein - das Brot ist ausreichend. Es kann zu Brot für die Welt werden.

Der Kelch ist voll genug. Er fließt über als Lebensfreude.

Die Liebe gibt sich leichtsinnig hin - und wächst.

Extravagant und verschwenderisch ist sie - so wie Gott selbst.

Und das Leben ist schön. Amen